



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Volkschule und Volksleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wird, sie liegt in dem Gange menschlicher Dinge. Man kann bei den verschiedenen Graden von nationaler und gesellschaftlicher Bildung und Unbildung füglich an eine große Erziehungsanstalt mit vielen Klassen erinnert werden. Wie groß ist die Verschiedenheit der Schüler je nach den vielen Klassen, in denen die Gruppen sitzen! Aber eins ist allen gemeinsam, die Bewegung nach oben. Man muß wohl Geduld haben, denn die Völker kommen nicht so schnell vorwärts wie die Einzelnen. Aber die Zuversicht, daß sie vorwärts kommen, darf man nicht den Naturforschern überlassen, die sie unermüdet predigen, auch die ganze menschliche Kultur darf sich demselben Glauben hingeben, bei aller Bescheidenheit gegenüber dem Wissen von der Zukunft.



Volkschule und Volksleben



uf dem achten deutschen Lehrertage, der vorige Pfingsten stattfand, wurden neben den Hauptversammlungen noch eine Menge Versammlungen für besondere Zwecke abgehalten. In einer derselben klärte der Ethnologe Dr. Ulrich Zahn eine Anzahl von Lehrern, die das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes besucht hatten, über den Zweck dieser Sammlung und die Gegenstände der ethnologischen Wissenschaft auf. Er erörterte die Begriffe Volksglauben, Aberglauben, Mythos, Legende, historische Sage, Namenssage, Lokalsage, Volksbrauch, Volkssitte, Volksgewohnheit, sprach auch von Volksliedern und Märchen, und wie wichtig alle diese Dinge für die prähistorische und die Altertumswissenschaft, für Völkerkunde, Völkerpsychologie, Anthropologie und Kulturgeschichte seien. „Rings umgeben von diesem wichtigen Material — sagte er — ist nun der Volksschullehrer. Man hört so oft klagen, daß den Herren auf dem Lande die Anregung fehle, sich fortzubilden; mögen sie doch hereingreifen [hineingreifen!] in den Überfluß um sich her und den obengenannten Wissenschaften ihre Dienste widmen, zunächst als Sammler und dann als Forscher. Sie werden dadurch die geistige Leere im Innern füllen, den Wirkungskreis lieb gewinnen und lernen, für ihn Verständnis zu gewinnen, und darüber noch der Wissenschaft einen hervorragenden Dienst erweisen.“

Bisher, klagte er, hätten die Gebildeten im allgemeinen und die Lehrer im besondern wenig Sinn für diese Gegenstände bekundet; sie aufzusuchen fehle ihnen die Lust, und wenn sie ja etwas davon wahrnahmen, so gehe ihnen die

Grenzboten I 1891

Fähigkeit ab, es unbefangen aufzufassen und treu darüber zu berichten. „Gesezt den Fall, ich richte an hundert Vandlehrer und Pastoren Bogen, in dem [sic] sich die Fragen befinden: Besteht noch Zauberglaube in X? Sind Besprechungsformeln bei den Leuten im Schwange? Suchen im Geruch der Hexerei stehende Weiber ihren Feindinnen den Kinderseggen zu verschließen? Wird Zauber mit den Resten der Sakramente getrieben? Was meinen Sie, welche Antworten daraufhin einlaufen würden? Ein Teil ignorirt vornehm die ganze Geschichte; ein anderer Teil streitet mit sittlicher Entrüstung ab, daß überhaupt noch so etwas in ihren Gemeinden vorkommen könne; und wenn es früher vorgekommen sei, so habe es jetzt, Gott sei Dank, durch ihre Wirksamkeit gute Wege damit. Ein dritter Teil, mit einem gewissen Hang zu Schauer- geschichten, wird auf die Fragen hin die wunderbarsten Dinge berichten: wie der und der Schäfer oder Schmied springendes Aderblut gestillt, wie die und die kluge Frau einen Schaden, den die berühmtesten Professoren der Welt nicht zu heilen vermochten, mit einem einzigen Zauberspruche geheilt habe u. s. w. Und wenn das Glück gut ist, so wird unter den hundert einer sein, der kurz und bündig das wieder giebt, was er gelegentlich gesehen hat.“ Nachdem der Vortragende eine kurze Anleitung zum Sammeln volkstümlicher Merkwürdigkeiten gegeben hatte, kündigte er an, daß demnächst durch Gründung einer deutschen Gesellschaft für Volkskunde solchen Bestrebungen ein fester Halt dargeboten werden solle. [Der Verein ist mittlerweile ins Leben getreten; Vorsitzender ist der Geheimrat Professor Dr. Weinhold, Berlin W, Hohenzollernstraße 10.]

Insbesondre möchten die Lehrer ihr Augenmerk auf die handgreiflichen Gegenstände der Volkskunde richten; es bleibe da noch sehr viel zu sammeln übrig. „Was Sie in unserm Museum gesehen haben, ist kaum ein jähriges Kind, hergegeben zu neun Zehnteln von einem einzigen Manne, dem Mäcen des Trachtenmuseums, Alexander Meyer Cohn. Viel länger als ein Jahr ist nämlich bis jetzt nicht gesammelt worden, und auch hierbei ging es mir, wie bei den Sammlungen der Traditionen. Als ich nach Mönkgut kam, ahnten selbst hochgebildete betagte Leute, die fast ihr ganzes Leben auf der kleinen Halbinsel zugebracht hatten, nicht im mindesten, was sich in dieser Hinsicht noch finden ließ. Als ich einem Herrn aus Rügen die Mönkguter Sammlung zeigte, wollte er durchaus nicht glauben, daß so etwas auf seiner Heimatsinsel vorhanden sein könne. Er kenne alles; aber das sei unerhört und möge aus China stammen, aus Mönkgut wahrlich nicht. Ist's nicht Sammer und Schande, wenn man sieht, wie die Kunstfertigkeit, die die wundervollen Kerbschnitzereien auf den deutschen Inseln, im Elsaß und der Schweiz und in Hessen, die selbstgeschnitzten Stühle, die gestickten Tücher und Hauben, die geklöppelten Spitzen, die prächtig gemodelten Linnen, die reich gewirkten Bänder, die Strohflechtereien u. s. w. aufweisen, noch vor wenig Jahren allgemein in

ganzen Landschaften geübt wurde, und wie sie jetzt zum Teil erloschen, zum Teil im Aussterben begriffen ist? Man sucht heute allenthalben den Hausfleiß künstlich zu beleben, errichtet Knabenhandarbeitschulen, und was dergleichen Dinge mehr sind; warum richtet nicht die Lehrerschaft ihr Augenmerk auf diese dem Volke seit Jahrhunderten ureigentümliche Hausindustrie und sucht sie zu erhalten, zu vervollkommen und den heutigen Bedürfnissen anzupassen? Ich will ja nicht sagen, daß die Lehrerschaft darauf dringen sollte, daß die Strümpfe im Weizacker auch fernerhin so schön bunt gestrickt werden, daß die Bäuerinnen auch ferner die selbstgewebten Röcke nur bis zum Knie herabfallen lassen; aber das müßte doch zu erreichen sein, daß wenigstens der Kunstsinne und die Kunstfertigkeit dem Volke erhalten bleibt. Bei dem Besuch des Museums haben Sie ja all die schönen Arbeiten gesehen, und der Augenschein wird mehr wirken, als alle Reden. Denn hoffentlich gehts mir hier nicht, wie in Mönkгут, wo ein Lehrer, statt sich zu freuen an dem, was seine Töchter und Mädchen von Hause aus konnten, mit großem Stolz erzählte, daß er es in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes auf der Insel dahin gebracht habe, daß kein einziges Kind mehr in der, wie er sagte, unanständigen Landestracht die Schule besuche, und daß die Leute endlich anfangen, von ihren Narrheiten zu lassen. Freilich, was dieser geehrte Herr vor zwei Jahren gethan, hatte der Lotsenkommandeur in Thießow Jahrzehnte vorher fertig gebracht. Er zwang die Leute, von ihren Eigentümlichkeiten zu lassen, und erreichte wirklich, daß die ganze Südspitze der Halbinsel Jahrzehnte früher als die andern Mönkgüter Dörfer denselben nüchternen Eindruck machte, wie sonst Fischerdörfer am Strande der Ostsee."

So Dr. Ulrich Sahn. Ehe wir uns zu einem höhern Standpunkte der Betrachtung erheben, wollen wir zu den letzten Sätzen des Vortrages einige Bemerkungen machen. Man würde sehr irren, wenn man mit dem Kampfe gegen „unanständige“ Volkstrachten der Sittlichkeit einen Dienst zu erweisen glaubte. In diesem Glauben haben die bairischen Herzoge in der Zeit der Gegenreformation die Kniehosen und daneben auch die Volksvergnügungen — glücklicherweise vergebens — auszurotten versucht. Wir lassen uns hier nicht auf eine Untersuchung der Frage ein, ob die Sittlichkeit wirklich mit der Dichtigkeit der Verhüllung des Körpers steige und falle, und wollen auch nicht die verschiedenen Frauenmoden der letzten zwanzig Jahre auf ihre Decenz hin prüfen. Nur den einen Punkt möchten wir hervorheben, daß das Schamgefühl in Kleiderfachen mit der Sittlichkeit sehr wenig zu schaffen hat. Mancher Mann in hoher Stellung würde sich zu Tode schämen, wenn er einmal in Hemdsärmeln und Buchbinderschürze die Straße Unter den Linden in Berlin am hellen Tage durchwandeln müßte. Und doch ist die Schürze nicht allein ein höchst anständiges, sondern geradezu das alleranständigste von Gott Vater selbst verordnete Kleidungsstück, der Frack dagegen, in dem anständige Herren

Staat machen, das gerade Gegenteil davon. Und wenn eine vornehme Dame von fremden Besuchern nicht im Morgenkleide überrascht werden mag, das sie anständig verhüllt, so sind nicht Sittlichkeitsrückichten der Grund davon, wie schon der Umstand beweist, daß sie sich schämen würde, auch nur einen „Sanktimeter“ weniger tief ausgeschnitten auf dem Baller zu erscheinen, als es die Mode gerade fordert. Ein Lehrer protestirte kürzlich sehr lebhaft gegen die von einem Kollegen erhobne Forderung, daß die Kinder im Sommer aus Gesundheitsrückichten zum Barfußgehen aufgemuntert werden sollten, und erklärte: „Ich verlange, daß die Kinder wenigstens in die Schule anständig gekleidet kommen.“ Worauf der andre erwiderte, es sei ihm interessant, zu erfahren, daß Moses, die Propheten, Christus und die Apostel unanständige Leute gewesen seien. Es wäre geradezu drollig, wenn jemand die heutigen Stutzer ihrer Lackstiefeln wegen für sittlicher hielte als die Apostel. Wie immer nun auch die Volksschullehrer diesen einzelnen Punkt auffassen mögen, daß sie im allgemeinen allem Volkstümlichen abhold sind, ist nur zu erklärlich. Sind sie doch ihrer Ausbildung und ihrer amtlichen Stellung nach halb Büchermenschen und halb Bureaukraten. Die Bureaukraten aber und die Büchermenschen sind von der Überzeugung durchdrungen, daß jedes nicht durch Bücher gebildete und nicht nach einem obrigkeitlich vorgeschriebenen Reglement lebende Volk unbedingt dumm, roh, unsittlich und unglücklich sein müsse, und daß sie berufen seien, diese Unglücklichen durch Einbläunung der gerade herrschenden Zeitmeinungen und durch Einfügung in die zuletzt erfundene Lebensordnung zu erziehen und zu beglücken. Was freilich die Büchermenschen anlangt, so hat ein Teil von ihnen die überraschende Entdeckung gemacht, daß jener Wust von Aberglauben, Unsitte und Unkultur, den ihre Vorgänger sich rühmten ausgelegt und vernichtet zu haben, höchst wertvolle Gegenstände wissenschaftlicher Forschung und ästhetischer Beschauung enthalte, und daß, wenn nicht glücklicherweise weit mehr davon übrig geblieben wäre, als die stolzen Aufklärer sich träumen ließen, die Wissenschaft von den menschlichen Dingen sehr bald auf eine ungeheure Anzahl statistischer Tabellen zurückgeführt sein würde. Man würde dann nur noch zu lernen brauchen, wie viel Millionen Doppelpentner Roggen, Weizen, Kohlen, Reis, Kaffee, Seife, Petroleum, Papier, Wolle und Baumwolle jedes Jahr in jedem Lande verbraucht werden, und wie viel tausend Menschen in jedem Staate geboren, wie viel andre tausend durch Bacillen oder Bacillentöter, durch Feuer, Wasser, explodirende Gase und Maschinen- oder Wagenräder umgebracht werden, und man besäße die ganze Wissenschaft; mit den Menschen im einzelnen sich zu beschäftigen, hätte keinen Zweck mehr, weil sie einander im Außern und Innern so vollkommen gleichen würden, wie die Mehlmassen und Kohlenstücke, die sie verbrauchen.

Damit wäre uns der Weg zur Höhe der Betrachtung gewiesen. Dr. Zahn hat den Lehrern als Beweggründe zur Pflege des Volkstümlichen ans Herz

gelegt, daß sie dadurch die Wissenschaft bereichern, die Kunstfertigkeit fördern, die Reste schöner Mannichfaltigkeit im Volksleben erhalten und für ihr eignes Gemüts- und Geistesleben einen wertvollen Inhalt gewinnen. Das Beste und Wichtigste aber hat er, vielleicht absichtlich, übergangen: das Volkstümliche ist die stärkste und sicherste Schutzwehr gegen die drohende Verwirklichung des kommunistisch-sozialistischen Staatsideals.

Denken wir uns die Erde als eine berglose, von rechtwinklig sich schneidenden Kanälen in lauter gleich große Rechtecke geteilte Ebene, die überall daselbe Klima und dieselbe Vegetation hätte, so wäre unser Begriff „Waterland“ gar nicht vorhanden. Die Wurzel der Vaterlandsliebe, das Heimatgefühl, kann nur in Landschaften von eigentümlichem Charakter entstehen, die nicht übermäßig groß sind, sodaß ihr Bewohner beim Überschreiten der Grenze fremde Bilder zu sehen bekommt und eine andre Lebensart anzunehmen genötigt ist, die ihn das Gewohnte schmerzlich vermissen lassen. Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, Bewaldung oder Kahlheit, Bewässerung und Klima wirken zusammen, dem Häuserbau, der Kleidung, den Gerätschaften und Lebensgewohnheiten ein bestimmtes Gepräge zu geben, zumal da auch die Hauptbeschäftigung der Einwohner von jenen natürlichen Bedingungen abhängt. Ist solchergestalt der eigentümliche Volkscharakter einmal entstanden, so entwickelt er mit der Zeit in Sprache, Sitten, Gebräuchen, Festen, Volksvergnügungen noch weitere Eigentümlichkeiten, die nicht notwendigerweise aus der Natur des Ortes hervorgehen, sondern nur darum so und nicht anders ausfallen, weil der Stamm oder die Gemeinde von andern abgesondert lebt. Dazu kommen dann noch geschichtliche und religiöse oder konfessionelle Zusätze. Ein Mensch, der bis zum zwanzigsten Jahre in einem solchen milieu, wie der heutige Modeausdruck heißt, von scharf ausgeprägtem Charakter gelebt hat, wird sich nur schwer in eine andre Umgebung einrichten und falls er seine Heimat zu verlassen gezwungen ist, sich zeit lebens nach ihr zurückkehren.

Der Landmann verwächst natürlich mehr mit seiner Landschaft als der Städter, namentlich der Großstädter, der vor Häusern gar keine Landschaft zu sehen bekommt und eine seiner heimatlichen sehr ähnliche Umgebung in allen europäischen und amerikanischen Großstädten wiederfindet. Jener aber hängt mit umso leidenschaftlicherer Liebe an seiner Heimat, je mehr Eigentümliches sie an Landschaftsbildern und Volksgewohnheiten darbietet. Auch seine Beschäftigung, bestehe sie in Ackerbau oder Viehzucht oder in beidem, hat er lieb, weil sie gesund, angenehm, reich an gemütlichem Inhalt ist und ein höheres Maß persönlicher Freiheit gewährt als irgend eine andre. Selbst der Tagelöhner und der Knecht fühlen sich wohl, wenn sie nur satt zu essen haben und nicht geradezu schlecht behandelt werden, und sie beneiden den Vornehmen, namentlich den vornehmen Städter schon darum nicht, weil sie sich in ihrem Benehmen keinen Zwang auflegen, ihren Empfindungen unbefangenen Ausdruck

geben dürfen und nicht viel aus Büchern zu lernen brauchen. Rabelais hat das in seiner heutzutage nicht mehr hoffähigen Sprache einen Bauernesel einem Herrenrosse erklären lassen. Außer dem bairischen Oberlande wird es freilich nicht mehr viele Dorfgemeinden im deutschen Reiche geben, wo dieses Behagen noch ungestört und ungetrübt genossen würde, aber völlig verschwunden ist es doch wohl kaum in den allerfortgeschrittensten Dorfgemeinden. Selbst der städtische Arbeiter hat sich in Deutschland noch Liebe zur Natur bewahrt, wie die Sonntagsausflüge der großstädtischen Arbeiterfamilien beweisen. Sidney Whitman hebt das in seinem bekannten Aufsätze „Der deutsche und der englische Arbeiter“ besonders rühmend hervor gegenüber dem auch in andrer Beziehung „sonnenleeren“ Leben der englischen Volksmassen.

Was wird nun die Folge sein, wenn alle diese Eigentümlichkeiten, mit Ausnahme der Berge, die glücklicherweise noch nicht eingeebnet werden können, verschwunden sein werden? Wenn es nur noch dem Namen nach Münsterländer, Pfälzer, Friesen, Altenburgerinnen, Dachauerinnen, wenn es auch keinen Bauernstand mehr geben wird, sondern nur noch größere und kleinere Gutsbesitzer und ländliche „Arbeitnehmer,“ die aber äußerlich und innerlich allesamt fein gefittete Herren und Damen sind, Herren in Lackstiefeln, gesteihten Halsfragen, modischem Rock und Cylinder, Damen, die stets nach der neuesten Mode gekleidet sind? Herren und Damen, die keinem Aberglauben mehr hulldigen (nach den „unwiderleglichen“ Errungenschaften der Wissenschaft gehört ja das ganze Christentum mit Einschluß des Glaubens an einen Schöpfer zum Aberglauben), keine andern Vergnügungen kennen, als die in der guten Gesellschaft üblichen, d. h. den Skat, das Bierhaus, Konzerte, Bälle und Theateraufführungen, die allesamt hochdeutsch sprechen, eifrig Zeitung lesen, das Vereinsleben pflegen und auf der Höhe der Bildung stehen? Was wird die Folge dieser durchgreifenden Zivilisierung sein?

Zunächst die vollständige Ausrottung des Heimatgefühles und — der Vaterlandsliebe. Wenn man überall dieselbe Tracht, dieselben Sitten, dieselbe Bildung findet, dann ist ein Ort so gut wie der andre, und zwar, wohl gemerkt, nicht bloß ein Ort in Deutschland, sondern in jedem beliebigen zivilisierten Lande der Welt. Schon heute spottet man mit Recht über die Reisenden, die sich von Riesel und Stangen nur zu dem Zwecke herumschleppen lassen, um sich zu überzeugen, daß von Hammerfest bis in die libysche Wüste hinein überall in der zivilisierten Welt die Kellnerfracks gleich schäbig und die Beefsteaks gleich zäh sind. Ist die Gleichförmigkeit erst bis in die entlegensten Winkel hinein überall durchgesetzt, dann giebt es für die Erholungsbedürftigen — abgesehen von der Luftveränderung — keinen Beweggrund mehr zum Reisen und für die Erwerbslustigen keinen Beweggrund mehr zum Bleiben. Das Ubi bene, ibi patria bedeutet dann nur noch: dort schlagen wir modernen Nomaden unsre Zelte auf, d. h. beziehen wir eine Mietwohnung, wo wir ein

paar Mark mehr verdienen können, sei es auch im Auslande. Höchstens die fremde Sprache könnte den nur mit Volksschulbildung ausgerüsteten noch abschrecken. Aber erstens findet er überall in der Welt Deutsche, zweitens ist das Hochdeutsch nicht in dem Sinne Muttersprache, wie der Dialekt es war, an dem, wer darin aufgewachsen ist, mit ganzer Seele hängt, und drittens fällt die Erlernung eines verdorbenen Französisch, Englisch oder Portugiesisch im Umgange nicht schwerer und beschwerlicher, als der schulgerechte Unterricht im Hochdeutschen dem in der Mundart aufgewachsenen Kinde gefallen ist.

Sodann fordert der gemeine Mann, wenn er auf seine lieben Gewohnheiten, seine volkstümlichen Vergnügungen, seine Ungebundenheit und Bequemlichkeit verzichten und sich den Anforderungen der Zivilisation, dem Modewzwange und einer bürokratisch geregelten Lebensweise unterwerfen soll, zur Entschädigung auch seinen Anteil an den Genüssen und Annehmlichkeiten dieser Zivilisation, ihrem Wohnungscomfort z. B., was ihm früher gar nicht einfiel. Für die ihm nun verwehrten Annehmlichkeiten, die umsonst zu haben waren oder Ersparnisse bedeuteten, tauscht er notgedrungen andre ein, die Geld kosten, und auch schon jene weniger angenehmen Dinge, zu denen er geradezu gezwungen wird, kosten Geld oder verursachen Geldverlust, wie das Schulegehen der Kinder in anständiger Kleidung, der Ausfall des Ertrages der Kinderarbeit (die gerade auf dem Lande am wenigsten inhuman ist, ist doch das Rühgehüten geradezu ein Vergnügen), die unzähligen polizeilichen und sonstigen Meldungen und der damit verbundene Zeitverlust, Bescheinigungen, Beibringung von Urkunden u. dergl. Alles das fesselt noch dazu die freie Erwerbsthätigkeit, und so kommt der gemeine Mann ganz natürlicherweise auch ohne sozialdemokratische Agitation auf den Gedanken, daß der Staat oder die herrschenden Klassen, die ihn teils in der freien Erwerbsthätigkeit hindern, teils ihm geradezu Geld entziehen für Zwecke, deren Notwendigkeit er nicht einzusehen vermag, damit die Verpflichtung übernehmen, ihn zu versorgen, ihm jederzeit lohnende Beschäftigung zu verschaffen und ihm, wenn er nicht arbeiten kann, den Unterhalt zu gewähren. Nachdem der Staat diese Verpflichtung den Arbeitsunfähigen gegenüber durch die Zwangsversicherung feierlich anerkannt hat, nachdem er sie durch Bekleidung und Speisung der Schulkinder auch dem unmnündigen Nachwuchs der Arbeiterbevölkerung gegenüber anerkannt haben wird (in diesem Winter sind zahlreiche Stimmen laut geworden, die das verlangen; die freiwilligen Spenden reichten in Hamburg, Berlin, Breslau und andern großen Städten nicht mehr hin, die mit leerem Magen zur Schule kommenden Kinder in belehrungsfähigem Zustande zu erhalten), wird nichts übrig bleiben, als auch den Unterhalt der arbeitsfähigen Erwachsenen vollends zu verstaatlichen.

Vor allem ist jener Zwang zum schließlichen Ausgleich der Einkommen nicht zu vergessen, der in der Gleichheit der Bildung liegt. Da jeder Arbeiter seine Zeitung liest und aus ihr eine oberflächliche Kenntnis aller Wissensgebiete

schöpft, bildet er sich in der That ein, auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis zu stehen und ihre Tiefen zu durchschauen. Zwei von den drei Dingen, die ohne einen methodischen Unterricht und aus der Zeitung nicht erlernt werden können, das Griechische und das Lateinische, werden als alter Plunder bezeichnet, mit dem endlich einmal aufgeräumt werden müsse, und das dritte, die Mathematik, glaubt der Fortbildungsschüler zu verstehen, weil ihm deren fertige Ergebnisse, die Formeln mitgeteilt werden. Das Widerstreben der Humanisten gegen die Beseitigung der alten Sprachen aus dem Schulunterricht beruht zum Teil auf der richtigen Einsicht, daß damit, wenn auch nicht der Bildungsunterschied, so doch die Möglichkeit seines überzeugenden Nachweises schwinden würde. In Nr. 1 der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen wird es der Schulkommission und der Regierung zum Vorwurfe gemacht, daß auch sie sich von dieser Besorgnis hätten leiten lassen; daher wären sie der Schaffung eines gemeinsamen Unterbaues für alle höheren Schulen ängstlich aus dem Wege gegangen. „Uns ist — heißt es Seite 7 — die Erkenntnis in völliger Klarheit aufgegangen, daß sich die Kommission und die Regierung, die ihre Beschlüsse leitete, nicht durch sachliche Gründe von dem einfachsten Heilmittel des gemeinsamen Unterbaues ableiten [doch wohl abhalten oder ablenken?] ließ, sondern durch Regungen eines falsch konservativen ständischen Geistes, als dessen Hauptträger wir den Kultusminister erkennen. Was wir als einen der höchsten Gesichtspunkte bei unsern langjährigen Bemühungen für die Schulreform betrachtet haben, daß sie helfen müsse, die lächerlichen und für jeden Ehrenman kränkenden Ausartungen des Kastengeistes allmählich in unserm Volke auszutreiben (wörtlich so!), die Gebildeten unter einander und so nach und nach mit den Ungebildeten an einen unbefangenen Verkehr zu gewöhnen (wunderbare Wortstellung!), in welchem nach und nach alle künstlichen Gegensätze fallen konnten und keine ernsthafte Schranke mehr blieb, als die Schranke zwischen ehrenhaft und unehrenhaft, gebildet und roh — gerade dieses Ziel, das uns der Geist wahrer Vaterlands- und Menschenliebe immer als das edelste empfehlen wird, hat unsern Vorschlag, wie es scheint, den maßgebenden Personen unannehmbar gemacht.“ Was werden die Volksschullehrer sagen, wenn ihre Zöglinge hier als Ungebildete den Zöglingen der höheren Schulen entgegengesetzt werden? Nein, meine Herren! Mit euern Bestrebungen gelangen wir zu einem Zustande, wo es nur noch gebildete, und zwar gleichmäßig gebildete, und höchstens durch die Fertigkeit in technischen Spezialitäten zu unterscheidende giebt. Ob aber durch die — selbstverständlich nur scheinbare — Gleichheit der Bildung allein schon ein unbefangener Verkehr aller Menschenbrüder hergestellt werden wird, das ist doch sehr die Frage. In Italien finden wir ihn, obwohl dort die Hoch- und Höchstgebildeten unter 65 Prozent Analphabeten umherwandeln; der Tagelöhner spricht den vornehmen Mann artig und ohne Scheu an und wird

von ihm als Gentleman behandelt. Nicht auf der Gleichheit der Schulbildung beruht diese Menschlichkeit des Verkehrs, sondern auf den unausrottbaren Traditionen des klassischen Altertums, die durch christliche Erwägungen verstärkt sind, und durch die Formgewandtheit des ästhetisch angelegten und sich in großer Freiheit bewegenden Volkes wird sie erleichtert. Man findet ähnliches bei den deutschen Alplern, obwohl sie ganz genau wissen, daß sie keine Gelehrten sind und auch gar kein Verlangen darnach tragen, welche zu werden. Im Standesbewußtsein liegt keine inhumane Schranke. Der Stolz auf den Berufsstand entspringt nicht der Verachtung der übrigen Stände, sondern der Kenntnis des innern Wertes des eignen Standes. Mag der Gelehrte seinen Stolz haben! Der Junker, der Bauer, der Handwerker, sie haben jeder ihren eignen Stolz; der hindert weder die gegenseitige Hochschätzung noch den freundlichen Verkehr. Daß aber nach Begräumung aller landschaftlichen, konfessionellen (Konfessionslosigkeit ist ja eines der gefeiertsten Bildungsideale), Standes- und Bildungschranken der Grad der Ehrenhaftigkeit den einzigen Unterschied ausmachen werde, bezweifeln wir ganz entschieden. Vielmehr wird dann das Volk noch mehr als schon jetzt einem Personenzuge auf der Eisenbahn gleichen und in Vermögensklassen zerfallen, die sich schroff und feindlich gegenüberstehen. Ist es etwa Bildung oder Tugend, was die Farbe der Fahrkarte bestimmt? Der durch Börsenschwindel reich gewordene Millionär fährt erster, der zum Gasthausbesitzer emporgestiegene Hausknecht zweiter, der mittlere Beamte und der anständige Bürgermann dritter, der verunglückte Akademiker vierter Klasse. Zu Kasten werden die Stände erst dann, wenn der Übergang aus einem in den andern durch Gesetze verboten oder thatsächlich unmöglich gemacht wird. Das war aber im christlichen Europa zur Zeit seiner ständischen Gliederung nicht der Fall. Nicht darin besteht die von der Humanität und dem Christentume gebotene Gleichheit, daß man den zukünftigen Ochsenknechten und Steinklopfern ein höheres Maß von Schulwissen aufnötigt, als sie für ihren Lebensberuf brauchen, sondern darin, daß man auch dem Sohne des Ochsenknechts und des Steinklopfers den Zugang zur höhern Bildung nicht versperrt, wenn er Talent und Trieb zum Lernen zeigt. Mögen die Pfarrer, wie das ehemals üblich war, die Talente aus der Dorfjugend heraussuchen, sie im Privatunterricht prüfen und dann an höhere Lehranstalten bringen, und mögen deren Leiter solche Knaben freundlich aufnehmen und durch Unterstützungen fördern; wenn den Wenigerbegabten Kenntnisse, die sie nicht brauchen und die sie doch wieder vergessen, nicht erst aufgenötigt werden, so geschieht ihnen damit kein Unrecht. Zu beachten ist auch die durch Dittes auf dem letzten Lehrertage in den Kreisen unsrer Volksschullehrer hervorgerufene Agitation für die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligendienst und ihre schon ältere Forderung der sachmännischen, d. h. nur durch Volksschullehrer zu übenden Schulaufsicht. Die Durchsetzung beider Forderungen würde wiederum zwei Unterscheidungs-

zeichen der verschiedenen Bildungsstufen beseitigen und die Zöglinge der Volksschule in der Einbildung bestärken, daß sie den höheren Ständen in der Bildung gleichstünden und das etwa Fehlende sehr leicht aus Zeitschriften und dem Konversationslexikon ergänzen könnten.*)

Wenn nun die Gleichheit in Sprache, Sitte, Konfession oder Konfessionslosigkeit, Kleidung und Bildung vollkommen hergestellt, dafür aber die Ungleichheit des Vermögens und Einkommens durch die allgemeine Herrschaft des Großbetriebs in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel desto schreiender geworden sein wird, wird dann wohl die letztere noch aufrecht erhalten werden können? Wir glauben, die fünfzig oder hundert „Gentlemen Arbeitnehmer“ werden dann eines schönen Tages ihren „Gentleman Arbeitgeber“ in höflichster Form um die Auslieferung seines Rassetuschels ersuchen, weil sie sich der Aufgabe, das Vermögen, die Fabrik oder das Landgut, das sie beschäftigt, selbst zu verwalten, vollkommen gewachsen fühlen, und wir werden den Kommunistenstaat ohne blutige Revolution haben.

Man mißverstehe uns nicht! Wir sind keine solche Narren, daß wir das Rad der Zeit zurückdrehen und vom Dampfwagen zum Ochsenkarren zurückkehren wollten. Was nach Gottes Fügung kommen soll, das wird kommen, es mag uns gefallen oder nicht, und wie es aussehen wird, kann niemand wissen. Es wäre ja auch möglich, daß die Arbeitsteilung zu einer neuen ständischen Gliederung führte. Wir verkennen auch die Wohlthaten nicht, die dem Volke aus der allgemeinen Schulbildung, aus dem Zwange zur Beobachtung gewisser Formen, aus dem Weltverkehr, aus der lebhaften und allseitigen Berührung aller Bildungselemente entquellen. Wir wissen endlich, daß es gegen die nivellirenden Einflüsse des Militärdienstes, einer strammen, in alle Verhältnisse eingreifenden Staatsverwaltung, des Schulzwangs, der Mode, des Zeitungswesens und des Reiseverkehrs schlechterdings keinen Schutz giebt, und daß kein Vernünftiger daran denken kann, auch nur eine der eben genannten Mächte zu vernichten.

*) Der Verfasser des übrigens zuerst in der Täglichen Rundschau erschienenen Aufsatzes freilich sieht möglichste Gleichförmigkeit der Bildung gerade für die einzige Schutzwehr gegen die Sozialdemokratie an. Er fährt an der angeführten Stelle fort: „Vielleicht hat man sie [die maßgebenden Personen] gelehrt, es als ein Ziel der Demokratie zu betrachten und zu fürchten. Wir wollen wünschen, daß sie nicht einst der Sozialdemokratie gezwungen zugestehen müssen, was sie der Demokratie, d. h. in diesem Falle dem Gleichheitsbewußtsein der gebildeten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts verweigern zu können glauben! Wir fragen uns in tiefster Besorgnis um den innern Frieden und das Gedeihen unsers Vaterlands, wie es möglich sein soll, daß die Gemeinschaft unsrer Gebildeten unter der Führung des Kaisers der Sozialdemokratie Herr werde, wenn man diese Gemeinschaft, statt sie mehr und mehr zu stärken, nur immer schärfer auseinanderreißt! Das ist die soziale Bedeutung der Konferenzbeschlüsse, eine unheilvolle Saat!“ Wir überlassen es den Lesern, zwischen dieser Auffassung und der unsren zu entscheiden. Übrigens enthält der Artikel von Friedrich Lange — so heißt der Verfasser — viel Beachtenswertes und Manches, womit wir selbst übereinstimmen. Nur in dem hervorgehobenen Punkte glauben wir ihm widersprechen zu müssen.

Was wir sagen wollten, ist nur das, daß es gerade nicht nötig sei, einen von vielen gefürchteten Zustand, der im natürlichen Laufe der Dinge schon schnell genug herankommt, auch noch durch künstliche Mittel zu befördern, und daß es einen komischen Eindruck macht, wenn Leute, die ihren Abscheu vor der Sozialdemokratie nicht stark genug ausdrücken können, dem Kommunistenstaate im Galopp entgegenzueilen.

In den letzten beiden Jahrzehnten war es der ehrenwerteste patriotische Eifer, der in der Meinung, damit das junge Reich zu stützen, gegen alle Besonderheiten anstürmte. Die Besorgnisse, aus denen dieser Eifer hervorging, scheinen sich gelegt zu haben. Man mag an maßgebender Stelle erwogen haben, daß, wenn die landschaftlichen, konfessionellen und Bildungsunterschiede das schwierige und große Werk der Reichsgründung nicht zu vereiteln vermocht haben, sie noch weniger das leichtere und geringere der Erhaltung gefährden können. Man wird sich des Wortes Bismarcks erinnert haben: Helfen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon allein! Man wird bei einem Rückblick auf die Geschichte gefunden haben, daß es nicht die deutschen Stämme waren, die ehemals auseinanderstrebten, sondern die deutschen Fürsten, und daß ohne deren selbstsüchtige Politik sogar die Einmischung des Papstes und der Konfessionshaß nicht stark genug gewesen sein würden, das Reich zu zerreißen. Man wird wahrgenommen haben, daß es nicht Abneigung gegen den Reichsgedanken ist, was namentlich in katholischen Landschaften eine kühle oder wohl gar feindselige Stimmung erzeugt hat, sondern Besorgnis vor drohender Vergewaltigung alter lieber Gewohnheiten und vor dem Zwange zur Annahme fremder Sitte. Die Liebe zur engeren Heimat, zu ihren Sitten, ihrer Konfession führt mit Notwendigkeit zur Vaterlandsliebe, sobald dem gemeinen Manne klar geworden ist, daß sein landschaftliches Volkstum nur in dem großmächtigen Reiche Sicherheit und Schutz findet.

Hütet euch also, möchten wir den Gesetzgebern, den Beamten, den Lehrern und den in mancherlei Vereinen thätigen Aufklärern zurufen, Besonderheiten und Volksgewohnheiten, sofern sie nur nicht wirklich schädlicher Aberglaube oder wirklich unsittlich sind, zu vernichten, Besonderheiten, die des Reiches Einheit nicht gefährden, es durch Mannichfaltigkeit schmücken und einen Damm gegen die den Kommunismus vorbereitende Gleichmacherei bilden! So lange wir im deutschen Vaterlande noch Gemeinden haben, die das Lutherlied anstimmen, und andre Gemeinden, die zum Gnadenbilde wallfahrten, Burschen, die in Kniehosen schuhplatteln, und andre Burschen, die im langen Rock und roter Weste zur Kirche gehen, Männer, die ohne das freie Feld oder ohne den Wald oder ohne das Meer nicht leben können, und die als Knaben die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Elemente durch fleißiges Schuleschwänzen bewiesen haben, so lange hat es noch gute Wege mit dem Phalanstère; so was läßt sich nicht zusammensperren.